

Rezensionen und Kurzanzeigen

Vesa Vahtikari, *Tragedy Performances outside Athens in the Late Fifth and the Fourth Centuries BC*. Helsinki: Foundation of the Finnish Institute at Athens 2014. XII, 334 S. 32 Tafeln. Ill. (Papers and Monographs of the Finnish Institute at Athens. 20.) ISBN 978-952-67211-8-7

Der vorliegende 20. Band aus der Publikationsreihe des finnischen Instituts in Athen präsentiert sich als geringfügig überarbeitete Fassung einer Doktorarbeit, welche der Verf. (und stellvertretende Direktor der genannten Einrichtung) im Januar 2014 an der Universität Helsinki vorgelegt hat. Neben einer „Introduction“ (1 – 9), in der u. a. die Methodik und die Struktur der Herangehensweise vorgestellt wird, faltet sich das Werk in drei Hauptkapitel (II – IV) auf: „Evidence“ (11 – 78), „Known theatre performances outside Athens“ (79 – 124) und „Some tragedies which were very probably performed outside Athens“ (125 – 198); 69 Abbildungen und neun Tabellen im Text ergänzen die Darstellung. Ein daten- und informationsreiches Fazit („Conclusions“ 199 – 220) schließt die Untersuchung ab. Ein ausführlicher Anhang, bestehend aus „Bibliography, Indices“, 21 hochwertig in Farbe gedruckten „Plates“ sowie drei – teilweise kolorierten – Appendizes (I: „Some tragedies which probably or possibly were performed outside Athens“, II: „List of vases“, III: „List of tragedies“) beschließen diese beachtliche quellenkundliche und materialreiche Arbeit.

Da die vorliegende Abhandlung unter Angabe zahlreicher Belege (Texte, Inschriften, Papyri, Scholien, Manuskripte, Schauspieler-Interpolationen, Anekdoten, etc.), ferner – zumal bei solchen und ähnlich gelagerten Problemstellungen in der Altertumforschung heutzutage zwingend – in der Verknüpfung mit den beherrschenden materiellen Hinterlassenschaften geführt wird (Malerei, Plastik, Architektur), soll auf eine detaillierte Erörterung verzichtet und die Arbeit an dieser Stelle nur im Überblick vorgestellt werden.

V. versucht, anhand der schriftlichen und archäologischen Zeugnisse zu rekonstruieren, welche Tragödien im späten 5. und im 4. Jh. v. Chr. außerhalb Athens aufgeführt wurden, wann der Prozess der großräumigen Verbreitung einsetzte, wer die Aufführungen vor Ort finanzierte und wie das dramatische Regelwerk in der Umsetzung außerhalb Athens Anwendung fand. Als Basis einer theoretischen Annäherung werden die unterschiedlichen literarischen und ikonographischen Belege in Bezug auf ihre Verwertbarkeit dem Leser vorgestellt und hinsichtlich ihrer Beweiskraft anhand von exemplarischen Beispielen erläutert (Kap. II). Dabei stützt sich V. überwiegend auf Ergebnisse und Interpretationen jüngerer Untersuchungen. Etwas zu kurz kommt z. B. – was der Rezensent auf die Breite der Fragestellung bzw. auf die Fülle des herangezogenen Quellenmaterials zurückführt – der kritische Umgang mit den ins Feld geführten ikonographischen Testaten, welche V. unter der Prämisse eines möglichen Erkenntnisgewinns ab und an zu arglos übernimmt. Nicht immer ist eindeutig zu verifizieren, was auf einem Vasenbild der Bühnenrealität entstammt oder was allein der künstlerischen Freiheit des Malers zuzuordnen ist. Wie in hochklassischer Zeit, hatte im 4. Jh. v. Chr. – wenn auch durch stetige Entwicklung in viel geringerem Maße als im 5. Jh. – etwa

das inszenatorische Gestaltungsprinzip der gesprochenen Kulisse, des gesprochenen Requisites oder der gesprochenen Aktion nach wie vor Bestand und fand, insbesondere bei Wiederaufführungen und der den Texten zugrundeliegenden Dramaturgie, in der szenischen Umsetzung eines Dramas Anwendung. So zeigen etwa die komischen Darstellungen in der apulischen Vasenmalerei lediglich Teile des Theaterapparats, auch dann, wenn das gezeigte Bild auf eine Tragödienhandlung zurückzuführen ist. Auch wurde kaum auf Bestellung, d. h. individuell produziert, und Töpfer und Maler hatten für ihre Werke wohl eher eine breite Käuferschicht vor Augen.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich V. mit Theateranlagen und Festivals außerhalb Athens, bei denen er aufgrund der von ihm herangezogenen Belege (insbesondere schriftlicher Quellen) z. B. anführt, was gespielt wurde (Drama bzw. Genre), wer als Chorege wirkte oder wie der/die Darsteller mit Namen und Part hießen. Beginnend bei Aischylos in Sizilien (Aitnaiai, Perser, Prometheus vincetus), Euripides in Makedonien (Archelaos, Bakchen, Temeniden, Rhesos), über eine gewinnbringende Auflistung ländlicher Dionysien in Attika (von Acharnai bis Thorikos), bis hin zu einer Zusammenstellung der dramatischen Veranstaltungen und ihrer namentlich genannten Akteure, die von den antiken Historikern (insbes. Diodorus Siculus, Arrian, Plutarch) mit Alexander dem Großen in Verbindung gebracht werden. Den Abschluss dieses Abschnitts bildet eine Liste von weiteren namentlich bekannten Schauspielern bzw. weniger bekannten Festivals, bei denen Tragödien gespielt wurden. Der gesamte Abschnitt hinterlässt beim Rez., besonders durch die Anzahl der antiken Dokumente und Sekundärquellen, die V. zusammengeführt hat, einen stimmigen Eindruck.

Im letzten Abschnitt bietet V. eine in alphabetischer Reihenfolge angeordnete Zusammenstellung von 22 Tragödien (in der Hauptsache Wiederaufführungen von Sophokles und Euripides), die aufgrund seiner Quellenanalyse die Bewertung „very probably performed outside Athens“ erhalten haben. Der Leser erhält – trotz mancher Unsicherheit in der Überlieferung – einen umfangreichen Überblick. Die Übersichtlichkeit des Materials wird noch durch das Arbeitsinstrument der drei Appendizes ergänzt: Appendix I versammelt 36 Tragödien, die sich vor allem auf Vasenbildern aus dem süditalischen Raum nachweisen lassen und die V. dementsprechend in die Kategorie „probably“ bzw. „possibly performed outside Athens“ einordnet. Appendix II umfasst eine in jeder Hinsicht beeindruckende Zusammenstellung von über 600 Vasen mit allen relevanten Daten (ikonographische Elemente, bibliographische Nachweise, heutiger Aufbewahrungsort, Maler, Drama und Autor, Vasenmodell, Fundort, Fabrikationsort und Datierung), die nicht nur in ihrer Systematik eine für die zukünftige Forschung wesentliche Arbeitserleichterung, sondern auch eine in diesem Bereich und für das Thema umfassende Katalogisierung darstellt. Erfreulich und zeitgemäß ist dabei, dass diese Liste vom oben genannten Institut in Athen online gestellt wurde und verfügbar ist (<http://www.finninstitute.gr/en/publications>).

Parallel zur Vasenliste und nicht weniger informativ ist Appendix III aufgebaut, die eine strukturierte Aufstellung der Tragödien präsentiert. Anhand einer Kolorierung in Rot, Gelb, Blau und Grün werden die Dramen nach ihrer Aufführungswahrscheinlichkeit in Anlehnung an die Klassifizierung in den Kapiteln III und IV sowie in Appendix I unterschieden. Und wie beim Vasenkatalog erhält der Leser ein mit allen relevanten Daten versehenes Kompendium.

V. hat ein anregendes, ausgezeichnetes Buch geschaffen, das sich in erster Linie an ein Fachpublikum richtet, das mit der Thematik vertraut ist. Um der Beweisführung leichter folgen zu können, wäre an manchen Stellen eine (englische) Übersetzung der angeführten griechischen Quellen wünschenswert. Aufbau, Methodik, Gedankenführung und interpreta-

torische Argumentation sind strukturiert und gut nachvollziehbar und bis auf einige Versehen (z. B. in der Bibliographie: Gogos; Mette, Urkunden dramatischer Aufführungen) sind dem Rez. keine Mängel aufgefallen. Alles in Allem besticht die Arbeit nicht nur aufgrund der Quantität und der Vielfalt des herangezogenen Quellenmaterials, sondern auch durch eine von Sachkenntnis geleitete Untersuchung, der eine entsprechende Verbreitung, insbesondere aufgrund des handbuchartigen Charakters, aber auch wegen der Einblicke in das Wesen und das Verständnis des antiken Theaters im 4. Jh. v. Chr., zu wünschen ist. *Raimund Merker*

Ménandre. Tome II. Introduction générale (La vie et l'œuvre de Ménandre). Introduction au tome II (Le papyrus du Caire). Le Héros. L'Arbitrage. La Tondue. La *fabula incerta* du Caire. Texte établi et traduit par Alain Blanchard. Paris: Les Belles Lettres 2013. LXXI, 238 S. ISBN 978-2-251-00578-2

Der zweite Band dieser Menanderedition, der hier nur kurz vorgestellt werden soll (eine detaillierte Rezension wird im Gnomon [2015] erscheinen), enthält die im Papyrus Cairensis überlieferten Komödien mit Ausnahme der Samia, die ja auch im Papyrus Bodmer enthalten ist und in die Edition des ersten Bandes (Jean-Marie Jacques) aufgenommen wurde. Der Herausgeber B. berichtet in seinem „Avant-Propos“ über die Umstände, die dazu führten, dass er nach dem Ableben seiner Vorgänger Jean-Marie Jacques und Jean Martin die vorliegende Edition übernommen hat. Da in letzter Zeit vor allem zu den Epitrepointes eine Fülle an Neufunden und eine noch größere Anzahl an wissenschaftlichen Abhandlungen erschienen ist, sieht B. mit Recht seine Hauptaufgabe darin, das jetzt verfügbare Material in Text und kritischem Apparat zu präsentieren. Die sehr ausführliche allgemeine Einleitung (eine solche fehlt im ersten Band) enthält die Kapitel „La vie et l'œuvre de Ménandre“ (XI) sowie „Mort et survie de Ménandre“ (XXIII), die eigentliche Einleitung zum zweiten Band (XXXIX) beschäftigt sich mit dem Cairensis und seiner Edition. Es folgt eine Auflistung aller in den beiden Apparaten (Testimonien und eigentlicher app. crit.) aufscheinenden veterum scripta und recentiorum commentationes. Den Hauptteil des Bandes bilden, jeweils mit einer instruktiven Einleitung, Text und einer begleitenden Übersetzung (mit Anmerkungen), die Stücke Héros, L'Arbitrage, La Tondue und Fabula incerta du Caire. – Aus der Einleitung seien zwei Punkte erwähnt: Den Grund des ‚Vergessens‘ Menanders in den ‚Dunklen Jahrhunderten‘ sieht B. in der Einstellung des Attizismus, der einseitig Aristophanes bevorzugte. Weiters sei auf B.s Versuch hingewiesen, den Codex Cairensis als eine ‚Auswahl‘ von 12 Dramen (in triadischer Struktur) zu verstehen (siehe vor allem XLVf.). *Walter Stockert*

Titus Maccius Plautus. Captivi. Edidit Alexis Torino. Sarsinae et Urbini MMXIII (Editio Sarsinatis. V.) 101 S. ISBN 978-88-392-0970-2

Im Folgenden soll die neueste Ausgabe aus dem Editionsprojekt ‚Editiones Sarsinates‘ besprochen und dabei die gesamte Reihe, die sich das ehrgeizige Ziel gesetzt hat, die ‚Große Teubner-Edition‘ zu ersetzen, kurz vorgestellt werden.

Cesare Questa, der Initiator und wichtigste Editor der Reihe, präzisiert in seinem Artikel ‚Per un'edizione di Plauto‘ (in: Giornate filologiche Francesco della Corte, vol. 2, Atti 4–6 ottobre 2000, Genua 2001, 61–83) die Ziele und die Struktur dieser Edition. Vor allem

haben, nach den Vorgaben der Edition, die einzelnen Bearbeiter alle mittelalterlichen Handschriften und die wichtigsten Renaissance-Codices genauestens zu kollationieren und nach einem bis ins kleinste Detail festgelegten System zu dokumentieren. Altertümliche Lesarten sind sorgfältig zu bewahren, da sie (in der Regel) die *ipsissima verba* des Autors darstellen (dadurch kann es natürlich zu ‚Widersprüchen‘ kommen, wie etwa bei *optimus* und *optumus*; bei Eigennamen z. B. werden spätere Schreibweisen wie *Tyndarus*, die zu Plautus’ Zeit noch nicht existierten, korrigiert: *Tindarus* findet sich immer wieder in den Codices: Torino p. 31). Quisquilien wie falsche Worttrennungen (die keinen Überlieferungswert haben) oder alternative Schreibweisen (wie ae – e – e) werden in der Regel nicht angegeben (wenn möglich, wird aber *mi* statt *mihī* geschrieben).

T.s ausgezeichnete Edition der *Captivi* soll als Beispiel für die Struktur dieser Editionsreihe dienen. Nach einem kurzen Vorwort (*Monitum*, 9) folgt der *Editionum et commentationum conspectus* (11), in dem alle in den Apparaten zitierten modernen Werke angeführt sind. Anschließend steht eine sorgfältige Auflistung der Sigla codicum (25; hingewiesen sei auf die in jüngster Zeit ‚entdeckten‘ Codices, den Parisinus K – dieser gehört jetzt zu den textkritisch relevanten Hss. – und den Escorialiensis S, den wichtigsten Vertreter der ‚Itala recensio‘, entdeckt von Alba Tontini) mit einer genauen Differenzierung der einzelnen Hände. Nach einer Seite mit den *Personae* (deren Schreibweise in den diversen Hss. und Szenentiteln des Dramas detailliert angeführt ist) folgt der eigentliche Text, unter dem insgesamt drei Apparate montiert sind: der ‚Paratext‘ (Szenentitel und Sprecherwechsel sind genauestens dokumentiert; gelegentlich gibt es auch Hinweise zu Fragen der Regie), ein kolometrischer Apparat für die *Cantica* (wie von C. Questa in seinem *Cantica*-Buch, Urbino 1995, vorgegeben), sowie der eigentliche textkritische Apparat mit den Varianten der Codices, Konjekturen und ihren Urhebern (die korrekte Zuweisung an den *πρῶτος εὐρετής* ist immer anzustreben), und diversen weiteren Angaben. Hier finden sich neben Bemerkungen zur Überlieferung Hinweise auf die bei Plautus allgegenwärtigen metrischen Besonderheiten, aber auch auf grammatikalische Probleme und Fragen der Interpretation. Durch Konzentration einer Erscheinung (z. B. der Verletzungen des sog. *Locus Jacobsohn*) auf eine Stelle (mit Querverweisen zu den übrigen Belegstellen) wird der kritische Apparat entlastet. Der vierte Apparat mit den Testimonien ist aus technischen Gründen hinter der Textausgabe angeordnet (89). Zusätzlich findet sich ein *metrorum conspectus* (97).

Mehrere Editionen der Reihe sind bereits erschienen: *Casina* (C. Questa, 2001), *Vidularia et deperditarum fabularum fragmenta* (S. Monda, 2004), *Asinaria* (R. M. Danese, 2004), *Bacchides* (C. Questa, 2008), *Curculio* (S. Lanciotti, 2008), *Cistellaria* (W. Stockert, 2009) und jetzt T.s *Captivi*. Mehrere Editionen (vor allem C. Questa’s *Pseudolus*, aber auch *Aulularia*, *Epidicus* und *Mercator*) sind in Vorbereitung. (Es soll noch erwähnt werden, dass unter den Editoren, aber auch den anderen Mitgliedern des Istituto di Civiltà Antiche der Universität Urbino, engste und freundschaftliche Zusammenarbeit und Hilfe selbstverständlich ist, wie es der Rez. hinreichend erlebt hat).

T. hat sich in seiner Ausgabe vorbildlich an die genannten Vorgaben gehalten; der (wie bei dieser Reihe üblich) sehr konservativ gestaltete Text ist ohne Fehler, kleine Druckfehler oder Versehen in den Apparaten fallen kaum ins Gewicht. Im Literaturverzeichnis fehlt Haffters Buch zur altlateinischen Dichtersprache, das in den Apparaten vorausgesetzt wird. In seinem *Monitum* weist T. auch auf in seiner Edition erstmals benutzte Konjekturen des Muretus hin (vgl. A. Torino, *Plauto tra i Gesuiti*, RAL IX 17 [2006], 516–522).

Es folgen einige Bemerkungen des Rez. zu dieser durchwegs gelungenen Edition; dabei soll auch gelegentlich auf Besonderheiten der Editions-Reihe verwiesen werden. – Vers 3: Für *testis* (als Nom. Pl.; s. Gerschner, Deklination 128) vgl. *Questa* (*Giornate filologiche Francesco della Corte*, vol. 2, Atti 4–6 ottobre 2000, Genua 2001, 72f.; ebenso z. B. auch zu Vers 104); dies ist ein Beleg für die besonders konservativ gestaltete Orthographie. – Vers 10: Hiäte wie hier *patri* | *huiusce* werden in der Regel im Text belassen, Korrekturvorschläge stehen im Apparat. – Vers 55: Für diesen Vers übernimmt T. Vallas Konjektur *nam* (diese schon in E³) statt *non*. – Vers 111: Lesen wir hier mit Jambenkürzung *hērī* (app. crit.), kommt es zum Hiät nach *praeda*, es sei denn, man folgt P und schreibt *de quaestoribus*. – Vers 155: s. Brix, ad loc.; Cist. 58. – Vers 291: Rhythmisch einfacheres *opus est* findet sich in späten Hss. (übernommen von de Melo). – Vers 364: Hiät nach *aestumatum* wäre vielleicht zu erwägen. – Vers 417: Leo hält *meus*: man könnte *m(eus) esses* lesen (s. 508? *Questa*, *Metrica* 176ff.). – Vers 418 sc. *fūisti*. – Vers 439: Für *feras* könnte auch die Alliteration sprechen. – Vers 453: cf. 34 (nicht 54). – Vers 467: *qui* scheint eher auf ursprüngliches *quoi* als auf *cui* zu deuten. – Vers 474: kaum möglich wäre die Dialektform *issi* statt *ipsi*, die einige Hss. aufweisen (bei Pl. nur *issula* in Cist. 450 als Deminutiv von *ipsa* „Herrin“; nach dem ThLL findet sich *isse* etc. nur in Inschriften). – Vers 508: Hier wird, im Gegensatz zu *Questa*, *Cantica*, *inde abii* gestrichen. – Vers 529: s. Most. 351; Stockert, *Komm. zu Cist.* 644f. – Vers 659: Spengels *(maxumas) mastigiae* wäre eine brauchbare Ergänzung. – Vers 731: *diu ego hunc* (S; Lindsay, Leo) wäre die übliche Wortstellung; doch ist die überlieferte Fassung metrisch möglich, wie T. (app. crit.) betont. – Vers 819: Warum ist *locant* (cf. Aul. 567) eine *vox parum perspicua*? – Vers 820–822: Hier wäre ein Hinweis zur Erklärung von *Petroni* – *Petronem* zweckmäßig (vgl. etwa de Melo, ad loc.). – Vers 845: s. Aul. 360f. – Vers 860: Zu dem stupiden Witz vgl. Fraenkel, *Elem.* 188. – Vers 880–883 schreibt T. gemäß einem Vorschlag Havets und Daneses auch die griechischen Texte in lateinischen Buchstaben (in der Majuskelschrift ist der Unterschied aber ohnehin nicht so groß gewesen). – Vers 888 würde ich *at* wählen. Für diesen Witz könnte man wieder Fraenkel, *Elem.* 38, zitieren. – Vers 938: Es erscheint erstaunlich, dass die *Gallica recensio* (JK) den falsch eingeordneten Vers 941 richtig umgestellt hat. – Vers 972: wohl mit Hiät nach *quia*. – Vers 1009–1028 sind hier abgedruckt, wie sie in P überliefert sind. Im Apparat steht eine Darlegung der wissenschaftlichen Kontroverse um diesen ‚Doppelten Ausgang‘ (die Verse 1022f. zeigen besonders klar die Unvereinbarkeit der Fassungen). – Vers 1015: *quid huius filium?* ist eine besondere Ausformung der ‚elliptischen *quid*-Frage‘ (zu dieser s. Rez., in: *Quad. Urb.* 29 [1978], 83–87); eine solche findet sich auch Vers 281 (*quid divitiae?* ‚wie steht es mit dem Vermögen?‘).

Walter Stockert

Antoine Foucher, *Lecture ad metrum, lecture ad sensum: études de métrique stylistique*. Bruxelles 2013 (Collection Latomus. 341.) 274 S. ISBN 9782-87031-288-1

Das Buch umfasst nach einer allgemeinen Einleitung (7) vier voneinander relativ unabhängige Abschnitte: Zur empörten Frage bei Plautus (18), über die ‚Brücken‘ im Hexameter (48), über die Formen der Synaphie im griechischen Trimeter und im lateinischen Senar (122) und über die Verspartien in Senecas *Apocolocyntosis* (170); abschließend findet sich eine reiche Bibliographie, der *index notabilium locorum* und ein knapper *index rerum*.

F. orientiert sich bei seinen metrisch-stilistischen Untersuchungen an einem Ausspruch Henri Meschonnic's „c'est le rythme du discours qui réalise le mètre, et cette réalisation dépend du rapport de mètre et de rythme linguistique“ (10); eine rein deskriptive Metrik ohne Einbeziehung des linguistischen und rhetorischen Elements lehnt er kategorisch ab. Besonders Wert legt F. auf die Synaphie innerhalb der Verse in ihren verschiedenen Ausformungen, durch welche die *oratio vincita* entstehe (15). Das Verhältnis von Wortakzent und Versiktus (für den Rez. als einen Schüler Cesare Quest's ein Scheinproblem) wird manchmal in die Argumentation einbezogen. – „Le subjonctif d'indignation chez Plaute“ (18): F. betont, dass auch hier neben der Metrik die syntaktischen und rhetorischen Strukturen beachtet werden müssen. Die ‚empörte Frage‘ findet sich vor allem im Senar, seltener im Septenar (und in Cantica). F. will zeigen, dass Plautus vor allem im Sprechvers durch das Spiel der Versfüße verschiedener Form auf wahre „contre-rythmes“ komme (z. B. durch die Gegenüberstellung von daktylischen und anapästischen Formen). Manchmal wählt F. bei seinen Analysen fragliche Skandierungen (z. B. Aul. 45, wo man doch *tibi ěgō* skandieren sollte [s. Rez., Komm. ad loc.]; ebenso Pseud. 318 eher *tibi ěgō crēdam* ohne Hiatus nach *tibi*; Curc. 10 ist falsch skandiert: 22). Die Stellung der empörten Fragen im Vers und die Bewältigung der Strukturierung bei mehreren Repliken in einem Vers (z. B. Merc. 749, wo die Fragen an ‚strategischen Punkten‘ eingesetzt sind) wird erörtert, ausführlich weiter das ‚Spiel‘ von Wortakzent und Iktus (28ff.; dazu s. o.). Die ‚Grade der Empörung‘ sollen in einer typologischen Studie (39) festgestellt werden, wobei lexikalische Elemente (z. B. Interjektionen; Injurien), die rhetorische Dimension (Stil- und Klangfiguren), die syntaktische Struktur und die metrische Form als Kriterien für die Interpretation herangezogen werden. – „Essai de métrique verbale comparée: les ponts de l' hexamètre“ (48): Die metrischen ‚Brücken‘ stehen, so F., wie die Zäsuren und Elisionen in enger Beziehung zum Prinzip der Synaphie. Im Gegensatz zum Griechischen sei diese Erscheinung für die lateinische Literatur (zumindest in Frankreich) kaum untersucht. Die Studie soll die Grenze der Sprachen überbrücken und den griechischen und lateinischen Hexameter umfassen; auch soll der diachrone Aspekt einbezogen werden. Eingangs weist F. (für beide Sprachen) auf das Nebeneinander eines festen Versendes, eines freieren Beginns sowie auf die komplexere Struktur des Mittelteils hin, in den dann auch die Beschränkungen vornehmlich fallen. Im Gegensatz zu Homer, wo die Einschnitte durch die überlieferten Formeln teilweise determiniert sind, fehlt bei Ennius diese Formelhaftigkeit; dabei hat der lateinische Hexameter mit dem Problem der geringeren Zahl der Brevia zu kämpfen sowie mit einem Vokabular, das sich teilweise dem quantitativen Rhythmus nicht fügen will. Bei den Zäsuren liegt der Hauptunterschied darin, dass bei Homer die ‚trochäische Mittelzäsur‘ (leicht) überwiegt, im Lateinischen die Penthemimeres. Die Zäsuren-Kombinationen und die Besonderheiten der „métrique verbale“ werden (von Homer bis zu den Alexandrinern bzw. von Ennius bis Seneca) sorgfältig dokumentiert (Tafeln I–IV), z. B. die Anordnung der (selteneren) Spondeen im griechischen Hexameter bzw. der (hier weniger häufigen) Daktylen im lateinischen (z. B. ist das Schema *da sp sp sp* im Griechischen gemieden, im Lateinischen am häufigsten); auch die seltenen Formen der Versklauseln werden beleuchtet: im Lateinischen werden etwa im Gegensatz zum Griechischen überlange Wörter gemieden (69).

Zu den ‚Brücken‘ selbst, die – wie schon gesagt – im Lateinischen erst wenig behandelt sind, wird betont, dass sie im Griechischen (vor allem bei den Alexandrinern) sorgfältig beachtet werden, während deren Verletzungen die lateinischen Dichter weniger zu stören scheinen. Die Einhaltung der einzelnen ‚Gesetze‘ wird für beide Sprachen anhand der astrono-

mischen Poeme Arats, der Aratea Ciceros, der Dichtung des Germanicus und des Avienus sorgfältig beleuchtet; z. B. wird die sog. Hermann'sche Brücke (nach dem ‚vierten Trochäus‘ des Hexameters) im Griechischen erst bei den Alexandrinern gelegentlich (nicht ohne poetische Absicht) verletzt, häufiger hingegen bei Cicero. In dem Unterabschnitt „Pour une hiérarchie des intermots“ (97) stützt sich F. auf die Aulisepisode im B der Ilias, auf die Übersetzung dieser Episode bei Cicero (de divinatione) und die Darstellung bei Ovid (met. 12, 11ff.): F. wählt stets inhaltlich nahestehende Texte, um seine Ergebnisse plausibler machen zu können. Wieder werden die verschiedenen Ausformungen der Hexameter untersucht (Daktylen; Schemata); anschließend stellt sich F. die Kernfrage, wie die Dichter es schaffen, angesichts einer ‚Verletzung‘ einer Brücke bzw. bei Sinnesenschnitten an den Zäsuren die Kontinuität des Verses (‚Synaphie‘) zu bewahren. Er zeigt z. B. für Cicero, dass auch bei Vorliegen von Pausen die Synaphie durch die Liaison Konsonant-Vokal, durch Klang- und Sinnesfiguren und andere Mittel gewahrt wird. In den wenigen Ovidversen liegen auffälliger Weise gleich drei Verletzungen der Hermann'schen Brücke vor, die aber durchwegs besonderes poetisches Kalkül verraten (z. B. werde in Vers 17 die Gier der Schlange ‚dargestellt‘), und durch die auch die Kontinuität der *oratio vincita* nicht verletzt wird. Abschließend versucht F. hier eine Neubestimmung des Zäsurbegriffes (109): Im Gegensatz zur homerischen Zäsur, die sich oft schon durch die Formelhaftigkeit ergibt, liegt im Lateinischen selten eine starke Sinnespause im Inneren des Verses vor, und wenn, wird die Synaphie durch rhetorische Mittel gewährleistet; die traditionelle Zäsur wird zur ‚Korrespondenzgrenze‘ (Ausdruck: *de Groot*); sie stellt im Kern eine „articulation du vers“ dar. – „Les formes de la synaphie dans le trimètre grecque et le sénaire latine“ (122): F. folgt hier der These *Soubiran*s von der Kontinuität zwischen Trimeter und Senar (s. meine Rezension WSt. 104 [1991], 318ff.). Für seine Untersuchung wählt F. wieder nahe verwandte Texte: Herkules' Rede an Hyllos aus Sophokles' Trachinierinnen, die Übersetzung Ciceros (in Tusc. 2,20) und die entsprechende Stelle im Hercules Oetaeus. Auch im Falle des Sophokles-Textes, den er als „rhétorique de l'émotion“ charakterisiert (erstaunlicher Weise finden sich hier trotz äußerster Empörung kaum Auflösungen von Versfüßen), wird die Versstruktur anhand der Wortformen, der Zäsuren, insbesondere auch des Verschlusses untersucht und die besondere Bedeutung des Enjambements hervorgehoben. Die Interpretation von Ciceros Übersetzung stellt einen besonders wichtigen Abschnitt dar: F. gibt daher die Erklärung der Feinstruktur Vers für Vers (137–147) und zeigt z. B. bei Vers 16, wie die singuläre Mittelzäsur den Inhalt (barbarische *gens* entspricht barbarischer Struktur) darzustellen scheint. Zusätzlich betrachtet F. auch das im Anschluss (Tusc. 2, 23ff.) in Übersetzung überlieferte Fragment des aischyleischen Prometheus Lyomenos, das er mit *Soubiran* Cicero (und nicht, wie manche meinen, Accius) zuschreibt. Mit seinen stilistischen Untersuchungen sucht er diese These zu stützen (Wahl und Anordnung der Wörter, Elisionen, Zäsuren, Klangfiguren). Auch beim Text des Hercules Oetaeus (154) kommt die Echtheitsfrage zur Sprache: F. meint, Stil und Metrik kämen den Tragödien Senecas nahe. Durch die Ovid-Nähe komme es zu dem starken Einfluss der Rhetorik. – „Les parties versifiées de l'Apocoloquintose: étude de métrique stylistique“ (170): In diesem ‚Prosimetrum‘ Senecas (also einer ‚menippeischen Satire‘; vgl. Petrons Satyrikon) sind Verspartien in Hexametern, Senaren und anapästischen Dimetern eingebaut. Das Werk hat ja nicht nur die ‚Verballhornung‘ des Claudius zum Ziel, sondern vor allem noch die *laus Neronis*, den Preis des strahlenden neuen *princeps* (dazu fügt sich auch der Hexameter, der an sich im Prosimetrum kaum begegnet). In einer umfangreichen Argumentation kommt F. zu dem Ergebnis, Senecas Satire sei eine „bucolique Néronienne“, und er überlegt auch die Beziehung zwischen

Seneca und Calpurnius Siculus, den er ebenfalls in neronische Zeit, aber etwas nach der Apocolocyntosis ansetzt. Für die Senare (212), die Hercules gegenüber der Gestalt des Kaisers am Himmelstor spricht, werden metrische und rhythmische Charakteristika erschlossen, für mehrere Stellen die Imitatio des Hercules Furens konstatiert (221). Mit den anapästischen Dimetern (227), der Naenie auf Claudius, haben wir ein eloquentes Prunkstück vor uns, das F. richtig als parodisches Pastiche in tragischem Stil charakterisiert (mit Anklängen an Seneca, Hercules Furens 1100–1137). Für diesen in seiner Anordnung umstrittenen Textteil macht F. einen interessanten Vorschlag.

Insgesamt stellt dieses Buch, das nur ansatzweise vorgestellt werden konnte (die interessantesten Diskussionen betreffen jeweils Details), ein eindrucksvolles Ensemble von durchwegs originellen, teilweise innovativen Beiträgen dar. Manchmal, vor allem in den griechischen Passagen, wäre genaueres Korrekturlesen von Vorteil gewesen, doch wird das Gesamtbild von den wenigen Fehlern nicht weiter beeinträchtigt.

Walter Stockert

* * *

Andreas S c h a t z m a n n, Nikarchos II: Epigrammata. Einleitung, Texte, Kommentar. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012. 421 S. (Hypomnemata. 188.) ISBN 978-3-525-25288-8

Mit dieser auf einer Dissertation bei C. R i e d w e g und P. P a r s o n s basierenden Arbeit legt S. die erste vollständige Kommentierung der Epigramme des griechischen Skoptikers Nikarch (II) vor, dessen aus der Anthologia Graeca bekanntes Œuvre mit der Publikation dreier Oxyrhynchos-Papyri (POxy. 3725; 4501/4502) durch P. Parson in den Jahren 1987 und 1999 um sechs Epigramme und einige kleinere Fragmente ergänzt wurde. Zwar existiert bereits eine rezente Ausgabe mit Kommentar von Schulte (1999), doch beschränkt sich diese auf die in der Anthologie enthaltenen Gedichte und genügt, so verdienstvoll sie in vielen Belangen ist, auch hinsichtlich der literarischen Interpretation kaum den Ansprüchen der modernen Forschung, sodass eine erneute Edition und Kommentierung unter Einbeziehung des hinzugekommenen Materials unumgänglich war.

Den Texten und dem Kommentar ist ein umfassender Einleitungsteil vorangestellt, der zunächst die Person und zeitliche Einordnung des Autors behandelt (Kap. I). Hier unterläuft S. ein in diesem Zusammenhang allerdings bedeutungsloser Fehler, wenn er Meleagers Kranz eine alphabetische Ordnung zuschreibt, für den Cameron, auf dessen Monographie S. verweist, ein solches Gliederungsprinzip explizit ausgeschlossen hat (22). In der Frage nach der Wirkungsstätte Nikarchs weicht S. von Aubreton und Beckby ab, die ihn in Rom verorten, und macht aufgrund sprachlicher Eigenheiten Ägypten als Heimat des Dichters wahrscheinlich. Der Analyse der strukturellen und stilistischen Charakteristika Nikarchs (Kap. II) folgt ein ebenso präziser wie umsichtiger Überblick über Metrik und Prosodie der nikarchischen Epigramme, bei dem S. sich stets der beschränkten Aussagekraft der Untersuchung angesichts der geringen textlichen Basis bewusst ist (Kap. III). Das längste Kapitel des Einleitungsteils ist der Überlieferungsgeschichte Nikarchs gewidmet (Kap. IV), was kaum verwundert, weil selbst eine auf die Spottepigramme konzentrierte Darstellung auch auf die überaus komplexe Entstehung der griechischen Anthologie Bezug nehmen muss. Da diese von der jüngeren Forschung gründlich aufgearbeitet wurde, kann sich S. auf eine Zusammenfassung der wichtigsten Fakten beschränken. Erfreulich ist, dass S. den hypothetischen Charakter der meist kritik-

los akzeptierten Annahme einer alphabetischen Anthologie des Diogenian aus hadrianischer Zeit, welche die in der griechischen Anthologie überlieferten Spottepigramme enthalten habe, unterstreicht. Bei der Zuweisung der handschriftlich überlieferten Epigramme weicht S. nicht von seinem Vorgänger Schulte ab und weist mit ihm auch AP 9, 576 (gegen Gow-Page, Beckby, Floridi, Ceccaroli) dem hellenistischen Namensvetter des Dichters zu. Es folgen kurze Ausführungen zu den auf Papyrus erhaltenen Nikarch-Epigrammen; sie führen zu der explizit als Gedankenspiel formulierten, jedoch nicht unattraktiven These, dass mit einem bis dato unveröffentlichten Oxyrhynchus-Papyrus (Inv. Nr. 103 /125 [c]), der möglicherweise Reste von AP 11, 80 (Lukillios) enthalte und mit den Nikarch-Papyri zu verbinden sei, der Beleg einer gemeinsamen Edition der beiden Skoptiker vorliege. – Das fünfte Kapitel widmet sich dem „Sitz im Leben“ der skoptischen Epigrammatik und geht der Frage nach, ob es sich dabei um Dichtung für den praktischen Gebrauch beim Symposion handelt oder um Erzeugnisse in der Tradition der hellenistischen Buchdichtung. Während Nisbet in seiner 2003 erschienenen Monographie über die griechischen Skoptiker das Symposion als ausschließlichen Rezeptionsrahmen von deren poetischen Erzeugnissen betrachtet, lehnt die Mehrheit der Epigrammforscher eine solche Deutung entschieden ab. S. betont zwar ebenfalls den primär fiktionalen Charakter symposialer Elemente in der skoptischen Dichtung, gibt jedoch zu bedenken, dass die beiden Rezeptionskontexte einander nicht ausschließen müssen. Auch der Entwicklung des Spottepigramms im Rahmen der Geschichte des Epigramms (Kap. VI) sowie den Einwirkungen anderer Gattungen auf die skoptische Epigrammatik (Kap. VII) widmet S. kurze Abschnitte, die kaum mehr als eine Zusammenfassung geben können und wollen. Zuletzt stellt S. die gängigen modernen Witztheorien vor und geht dabei besonders auf die Nonsense-Theorie von Stewart (1979) ein, derer er sich auch bei der Interpretation einzelner Epigramme bedient (Kap. VIII).

Der Einleitungsteil verschafft einen guten Überblick über den Autor und sein Werk sowie die skoptische Epigrammatik insgesamt. Etwas zu kurz kommt allerdings m. E. die Darstellung der literarischen Abhängigkeit Nikarchs von anderen Epigrammatikern, besonders jener von Lukillios. Zwar erwähnt S. im Kommentarteil regelmäßig wichtige motivische Parallelen, muss sich dabei jedoch auf das Notwendigste beschränken. Eine konsequente Analyse der formalen und motivischen Anleihen, der intertextuellen Verweise sowie der Verknüpfung der Epigramme untereinander und eine ausführliche Behandlung dieses für die antike Epigrammatik typischen literarischen Spiels wäre wünschenswert gewesen, hätte den Rahmen der vorliegenden Arbeit aber vielleicht gesprengt.

Der Text der Epigramme scheint, wie jener von Schulte, nicht auf einer neuerlichen Rezension der Handschriften bzw. Papyri, sondern auf einer Revision der bisherigen Editionen und der in ihnen überlieferten Lesarten zu beruhen. Konsequenterweise zeugt auch der *Conspectus siglorum* von der Konzentration auf das für die Texterstellung Wesentliche ohne Anspruch auf eine vollständige Darstellung der Textzeugen, Editionen und Scholien. In seinen textkritischen Entscheidungen ist S. konservativ und greift nur dort in den überlieferten Text ein, wo es unbedingt notwendig ist. Unsichere Vorschläge werden durchgehend deutlich als solche gekennzeichnet und Alternativen referiert. S. hat sich für eine Gliederung der Epigramme in thematischen Gruppen entschieden und bietet neben einem Zeilenkommentar mit sprachlichen Erklärungen und einer literarischen Diskussion der Epigramme, die jeweils mit deutscher Übersetzung versehen sind, auch eine kurze Analyse der übergreifenden Themen. Eine dem Text vorangestellte Konkordanz sowie ein ausführliches Register im Anhang, das

Namen und Sachen, die zitierten Textstellen und die im Text verwendeten griechischen Begriffe auflistet, ermöglicht ein problemloses Auffinden der einzelnen Gedichte.

Der Kommentar bietet neben sachlichen und sprachlichen Erläuterungen auch jeweils eine kurze literarische Interpretation. Bei der Behandlung der auf Papyrus überlieferten Epigramme konzentriert sich S. zumeist auf die Rekonstruktion des Texts, verzichtet jedoch auch bei stark fragmentarischem Charakter einzelner Gedichte nicht auf eine kurze inhaltliche Diskussion und auf eine literarische Einordnung. Die Kommentierung ist durchwegs mit großer Sorgfalt durchgeführt und stellt die notwendigen Informationen übersichtlich zur Verfügung.

Es folgen einige kurze Bemerkungen zu einzelnen Gedichten: In AP 11, 124 fühlt sich S. an „Staatsgräberinschriften wie etwa auf die Gefallenen von Marathon erinnert“ (147). Man könnte hier vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und die Überlegung anstellen, ob in der Kombination der Apostrophierung des Vorübergehenden als ζείνοϛ mit dem durch μάν erzeugten dorischen Kolorit nicht ein Verweis auf ein konkretes Beispiel einer Inschrift ganz ähnlichen Charakters aus dem dorischen Bereich, nämlich das dem Simonides von Keos zugeschriebene Thermopylen-Epigramm (z. B. AP 7, 249), zu sehen ist. Der Clou des intertextuellen Verweises bestünde dann in der witzigen Übertragung der dem Thermopylen-Epigramm zugrunde liegenden Situation auf AP 11, 124: Wie die Dreihundert den Tod gefunden haben, da sie den ῥήματα der Spartaner gehorchten, so hat auch die Patienten des Sostratos die Befolgung seiner (medizinischen) Anweisungen das Leben gekostet. – Die Schwierigkeiten des ersten Verses von AP 11, 73 vermag m. E. auch die von S. vorgeschlagene Interpunktion nicht überzeugend zu lösen, da sich τί γάρ οἶσθα im Sinne von „Wie willst du das wissen?“ nur mit einiger Mühe in den Kontext fügt. Durch εἰδέναι in der Bedeutung ‚wissen‘ würde eine tatsächliche Schönheit der Alten präsupponiert und damit auch der Witz, der durch die nachträgliche Ergänzung „als sie jung war“ entsteht, unmöglich gemacht. (Erforderlich wäre für S.s Interpunktion etwa der Sinn: „Wie kannst du das behaupten?“.) – Ob man AP 11, 331 mit S. wirklich auf sekundärer Ebene auf eine alternde Hetäre beziehen sollte, ist meiner Meinung nach zumindest fraglich. Die Deutung entbehrt zwar grundsätzlich nicht einer gewissen Attraktivität, doch lässt sich die Perspektive kaum auf das gesamte Gedicht anwenden. Wenn S. etwa meint, „Gut passt ferner, dass gerade auch Zeus, der größte Liebhaber unter den Göttern, dem Lembos nicht entfliehen kann“ (209), so berücksichtigt er dabei nicht, dass im zweiten Vers eigentlich nicht von Zeus' Flucht v o r, sondern seiner Rettung i n dem Lembos (ἐν ἐκείνῳ 1) die Rede ist. Vorstellbar wäre allerdings, dass der Typus des Hetären-Epigramms im ersten Vers gewissermaßen anzitiert wird, während der weitere Verlauf das Gedicht dann eindeutig als Schiffsepigramm erweist. – Im Fall von AP 11, 96 kann S. Schultes Deutung, nach welcher der Witz in der Tatsache liege, dass diese im Mittelmeerraum nicht verzehrt würden, um den wertvollen Hinweis auf das etymologische Wortspiel, in dem die λειμώνων νυκτερίδες in der Aussprache der Koine zu „Hunger-Fledermäusen“ werden, bereichern. Die eigentliche Pointe des Epigramms verkennen m. E. jedoch beide Interpreten: Das *tertium comparationis* des Vergleichs der trockenen Drosseln mit den Fledermäusen ist die knochige Gestalt der beiden Tiere. Das bei Fledermäusen im Bereich der Flügel deutlich sichtbare Skelett ermöglicht es, diese gewissermaßen als „knochige Vögel“ und damit als *comparandum* der trockenen Drosseln zu betrachten, deren Verzehr dem Sprecher des Gedichts zufolge ebenso wenig Genuss wie der einer dünnen Fledermaus biete. – Bei der Übersetzung des letzten Distichons von AP 11, 328 liegt ein Fehler vor: ἐν αὐτῇ meint wohl nicht die Alte („Eine Matte also legten wir auf der Alten aus, und so teilten wir sie uns auf“), sondern ist auf die zuvor genannte γῆ zu beziehen. Da aber nur dieses Verständnis der

Stelle die von S. bemerkte Möglichkeit eines double entendre von ψίαθον ... στρώσαντες eröffnet, scheint es sich um ein Versehen zu handeln. – Im ersten Distichon von AP 11,329 fasst S. mit Schulte τῆ γλώσση als Objekt zu μηδὲ χαρίζου. Degani, auf den S. für diese Interpretation verweist, scheint τῆ γλώσση jedoch als instrumentalen Dativ in Analogie zu der lateinischen Wendung *ore morigerari* (vgl. Suet. Tib. 44) zu verstehen und verweist dafür auf Eur. Or. 1514 δειλία γλώσση χαρίζη, das er offenbar in demselben syntaktischem Sinn be-greift. Einer der beiden Interpretationen den Vorzug zu geben, ist dabei m. E. weder möglich noch nötig, da eine solche bewusste Doppeldeutigkeit gut zu Nikarch passt: „Demonax ist (mit) seiner Zunge zu Diensten.“

Keine dieser Anmerkungen vermag jedoch den positiven Gesamteindruck des Werks zu schmälern. S. erweist sich in seinen scharfsinnigen Analysen und Interpretationen als profunder Kenner Nikarchs und als bestens vertraut mit den Ergebnissen der neuesten Epigrammforschung. Mit dem vorliegenden Kommentar gelingt es ihm eindrucksvoll, das in der Einführung formulierte Ziel, das allzu strenge Urteil, welches frühere Zeiten über Nikarch gefällt haben, zu korrigieren und diesen als innovativen Autor innerhalb der epigrammatischen Tradition auszuweisen.

Matthias Jackwerth

Apollodoros, Götter und Helden der Griechen. Eingeleitet, herausgegeben und übersetzt von Kai Brodersen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012. 199 S. (Bibliothek der Antike.) ISBN 978-3-534-25246-6

Unter dem selben Titel hat B. in der Reihe ‚Edition Antike‘ bei dem selben Verlag 2004 eine zweisprachige Ausgabe der Bibliothek des Apollodoros herausgebracht, und eine weitere zweisprachige Ausgabe von Paul Dräger liegt seit 2005 in der Sammlung Tusculum vor. Die neuerliche Veröffentlichung der Übersetzung (ohne kommentierende Anmerkungen) „geht insofern (und in der Berücksichtigung von Hinweisen in den Besprechungen) über die griechisch-deutsche Ausgabe ... von 2004 weit hinaus“ (12), als nunmehr der Text der Neu-edition von Manolis Papathomopoulos (1930–2011) zugrundegelegt ist (Manolis Papathomopoulos [ed.], *Απολλοδώρου Βιβλιοθήκη / Apollodori Bibliotheca*, post Richardum Wagnerum recognita. Εισαγωγή – Κείμενο – Πίνακες [Λόγος Ελληνικός. 4.], Αθήνα: Εκδόσεις Αλήθεια 2010). Der Wunsch, kurz gefasste Handbücher und Informationen in Katalog- oder Listenform rasch zur Hand zu haben, und dann – wie bei Apollodor – noch einmal in Kurzfassung epitomiert, war und ist also, damals wie heute, offensichtlich groß (auch in der vorliegenden Ausgabe sind Auszüge aus den verschiedenen Epitomai, in diesem Fall zur Ergänzung fehlender Partien, beigegeben). Die Zusammenstellungen des Apollodoros mit Übersetzung vorliegen zu haben ist auch zur Beurteilung von klassischen Darstellungen willkommen, die zum Bildungsgut im deutschsprachigen Raum gehören und sich letztlich auch am Handbuch des Griechen, sei es im Original, sei es in lateinischer Bearbeitung, orientieren: Die ‚Schönsten Sagen des klassischen Altertums‘ von Gustav Schwab (1838–1840) sind wohl mancherorts ein fester Bestandteil der Bücherschränke. Freilich fehlt bei Apollodor, so wie er heute vorliegt, jeder literarische Anspruch; wie man einen solchen erfüllen und dennoch alle erreichbaren Fakten verarbeiten und zu einem Text zusammenstellen kann, hat Karl Kerényi (1897–1973) in einer ebenso als klassisch zu bezeichnenden Darstellung gezeigt: *Die Mythologie der Griechen. Götter, Menschen und Heroen*. Stuttgart: Klett-Cotta³2014 (Erstausgabe in zwei Bänden, Zürich: Rhein-Verlag 1951 und 1958). *Herbert Bannert*

Francis Cairns, *Roman Lyric. Collected Papers on Catullus and Horace*. Berlin-Boston: De Gruyter 2012. X, 525 S. (Beiträge zur Altertumskunde. 301.) ISBN 978-3-11-026722-8 ISSN 1616-0452

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um eine Sammlung der von C. im Zeitraum zwischen 1969 und 2010 veröffentlichten Aufsätze und Buchkapitel zu Catull und Horaz, die, wie C. selbst im Vorwort anführt (V), als „companion“ zu seinen *Papers on Roman Elegy* (1969–2003), Bologna 2008, konzipiert ist. Die Kapitel 1–10 befassen sich mit dem Werk Catulls, 11–14 mit Horazens Epoden, 15–30 mit den Oden und Kap. 31 schließlich mit der Satire 1, 9. Der letztgenannte Beitrag (aus: *Latomus* 64 [2005], 49–55) hat allerdings insofern wenig mit dem Thema „Roman Lyric“ zu tun, als er sich auf die Bedeutung des Begriffs *antestari* am Ende der Satire (1, 9, 76) konzentriert und dabei auf zwei Passagen aus Plautus-Komödien (Poenulus 1225–1233 und Curculio 620–627) rekurriert. Unter den Beiträgen finden sich auch drei bisher unveröffentlichte in Kap. 14 (zu Hor. epod. 9), 21 (zu Hor. carm. 1, 22) und 29 (zu Hor. carm. 3, 17). Bei den anderen hier vereinten und teilweise schon 40 Jahre alten Beiträgen wurde auf eine gründlichere Überarbeitung – abgesehen von der Korrektur kleinerer Fehler – sowie eine bibliographische Aktualisierung verzichtet. Die Anordnung der einzelnen Abschnitte folgt nicht der Chronologie ihrer Veröffentlichung, sondern entspricht der Reihenfolge der jeweils behandelten Gedichte in den Werken des Catull und Horaz.

Wer sich auf den neuesten Forschungsstand zu diesen beiden antiken Autoren bringen will, wird die Erwartungen nicht erfüllt sehen. Das Arrangement der Beiträge verhilft dem Leser eher dazu, sich einerseits einen Eindruck vom breiten Spektrum und der Komplexität römischer Lyrik zu verschaffen und andererseits C.s Arbeitsweise über eine Zeitspanne von vier Jahrzehnten nachzuvollziehen. Leider wurde auf eine Einleitung oder ein Resümee verzichtet, in dem die Ergebnisse der einzelnen Analysen zusammengefasst und die Besonderheiten des Phänomens ‚Römische Lyrik‘ von einem allgemeineren Standpunkt aus betrachtet werden. Gerade im Falle Catulls wäre eine Diskussion des Gattungsbegriffs bzw. seines antiken Verständnisses hilfreich gewesen, da die Polymetra (von denen fast alle Catull-Kapitel handeln – lediglich Kap. 9 geht auf das Epyllion carm. 64 ein) schon von antiken Lesern wie den Elegikern oder Quintilian und Martial auch der Liebespoesie, Jambik oder Epigrammatik zugeordnet werden konnten. Was die einzelnen Textanalysen betrifft, so kann man C. zugutehalten, dass seine Beobachtungen zur poetischen Technik der beiden Dichter nach wie vor aktuell und für die Interpretation der betreffenden Gedichte sehr hilfreich sind. C. arbeitet neben den Einflüssen verschiedener Gattungstraditionen (wie z. B. in Kap. 6 zum Genre *Oaristys* = *WSt.* 123 [2010], 101–129) v. a. die alexandrinisch-gelehrten Allusionen sowie das Spiel mit etymologischen Bedeutungen in den einzelnen Gedichten heraus; als gelungenes Beispiel sei die Interpretation der an Agrippa gerichteten Horaz-Ode 1, 6 (Kap. 17 = *Hermes* 123 [1995], 211–217) angeführt: Wie C. nachweist, evoziert Horaz in diesem Gedicht drei etymologische Bedeutungen des Namens Agrippa. Der zeitgenössische Rezipient dachte bei diesem Namen wohl zuerst an die Ableitung von *aegre partus*, d. h. eine schwere Geburt mit den Füßen voraus. Diese für Agrippa weniger schmeichelhafte Assoziation wird laut C. von Horaz durch zwei andere Etymologien ersetzt: Zum einen evoziere die lateinische Junktur *ferox ... equis* in Vers 3 das griechische *ágrios hippos* und bereite somit schon auf den in Vers 5 genannten Namen Agrippas vor. Zum anderen spiele auch der in der vierten Strophe auftauchende Held Diomedes eine wichtige Rolle: Vom trojanischen Heros hieß es, er habe nach

dem Krieg in Italien die Stadt Argyrip(p)a (Arpi), deren Name von Árgos Híppion abgeleitet wurde, gegründet; C. hält hier eine wie auch immer geartete Verbindung zwischen der Stadt und Agrippa bzw. seiner Familie für naheliegend. Wie C. schlussfolgert, suggeriere Horaz dem Rezipienten durch das etymologische Spiel, eine Parallele zwischen Homers Diomedes und dem augusteischen Zeitgenossen Agrippa herzustellen.

Einige der wieder abgedruckten Schriften sind nicht nur aufgrund scharfsinniger Beobachtungen zu Vielschichtigkeit und Pointen-Reichtum der antiken Texte lesenswert: Wenn gleich die Catull-Forschung mittlerweile sicherlich viele Aspekte berücksichtigt hat, die über C.s bereits 1973 angestellte Überlegungen zu den Kussgedichten (Kap. 2 = Mnemosyne ser. IV 26 [1973], 15–22) hinausgehen, so vermag doch seine kritische Auseinandersetzung mit einer allzu romantischen Lektüre dieser Texte noch immer zum Schmunzeln anzuregen: „Too many recent accounts of Catullus’ *basia* poems turn the poet into a sentimental schoolgirl“ (6). Statt der Gefühlswelt des Gedichtsprachers ergründet C. die Tradition arithmetischer Epigramme und erotischer Aufzählungen, von der die carmina 5, 7 und 48 beeinflusst sind, sowie erneut das Spiel mit Etymologien: So bestehe etwa in Catull c. 7 eine Verbindung zwischen *harena* in Vers 3 und dem in Vers 5 genannten Jupiter Ammon durch die Ableitung des Namens *Ámmōn* von *ámmos*, „Sand“ (9). Das Aufzeigen derartiger alexandrinischer Spiele reien bezeichnet C. als „...welcome antidotes to over-romantic assessments of Catullus’ *basia* poems“ (12). Und als „welcome antidotes“ zu einer langen Tradition von derartigen Herangehensweisen an lyrische Texte lassen sich C.s Analysen allemal würdigen. *Margot Neger*

Philipp K a m p h a u s e n, Die Luciliusausgabe des Franciscus Dousa (1597) in ihrem gelehrten Umfeld. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2014 (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 98.) 437 S. Ill. ISBN 978-3-86821-549-6

Erich W o y t e k betonte in seinen Vorlesungen zur altlateinischen Literatur gerne, dass er viel darum gäbe – die Verf. dieser Zeilen erinnert sich auch an einen Autorennamen –, wäre mehr von C. Lucilius erhalten. Ähnlich dürfte Franciscus Dousa (1577–1630) gedacht haben, weswegen er die erste kritische Edition aller ihm bekannten Fragmente veranstaltete. K. stellt diese philologische Pionierleistung in seiner von Reinhold F. G l e i betreuten Dissertation (Koreferat: Chris H e e s a k e r s) erstmals detailliert vor: Einleitend setzt sich K. mit der Luciliusphilologie auseinander und bietet Biographisches zum Editor (inkl. Einbettung in das gelehrte Netzwerk der Zeit) und zur Luciliusforschung von der Antike bis in Dousas Gegenwart. Dessen Edition stellt er unter den prägenden Einfluss des Vaters, Janus Dousa (1545–1604), und eines der bedeutendsten Philologen dieser Generation, Joseph Justus Scaliger (1540–1609). Auf das sozial- und wissenschaftsgeschichtliche Umfeld folgt ein Abschnitt zu den Paratexten (Vorbemerkungen, Widmung, Gratulationsgedichten – besonders aber Noten, in denen K. ein zeittypisches Instrumentarium und eine Weiterentwicklung der philologisch-textkritischen Methode erkennt). Den Abschluss bilden Konkordanzen, die die Einordnung des jeweiligen – wie K. konsequent schreibt – „lucilianischen“ Fragments in die Ausgaben von Dousa, Marx und Krenkel ermöglichen, eine Bibliographie, ein Register der griechischen Wörter, ein Namensindex und zwei Faksimiles (ein Brief Dousas an den Doyen des Faches, Justus Lipsius [1547–1606], und das Titelblatt der *editio princeps* von 1597 nebst den analysierten Fragmenten, den ersten 16 unsicheren in Dousas Anordnung mit den Entsprechungen bei Marx und Krenkel). K. musste aus der Materialfülle auswählen, da die Besprechung sämt-

licher Fragmente sein ohnehin schon umfangreiches Buch auf ein vielbändiges *opus magnum* anschwellen hätte lassen, bietet er doch Text, Übersetzung, Nummerierung nach Marx und Krenkel, die Überlieferungsquelle des jeweiligen Bruchstücks, dessen Analyse, Textgestaltung und -kritik, Noten und Interpretation.

K.s erkennbarer Wille, das große Ganze und die Details der philologischen Arbeit zu zeigen, führt zu einigen Besonderheiten; etwa, wenn er in der Einleitung den Humanismus Ende des 16. Jhs. als noch nicht abgeschlossen bezeichnet (14); jede/r mit der Materie Vertraute weiß um die Dauer literarischer, kultureller oder bildungspolitischer Entwicklungen, zumal länder- oder regionenspezifische Verschiebungen zu berücksichtigen sind; den Beginn des Humanismus setzt K. mit Francesco Petrarca streng genommen zu spät an (38), da er so den gesamten Protohumanismus ausspart. Zutreffender wäre gewesen, Petrarca als ersten Höhepunkt eines neuen (und doch in manchem dem Mittelalter verpflichteten) Literaturverständnisses zu bezeichnen. – Generell erweisen sich Theorie und Praxis zuweilen als wenig kompatibel: Hilfreich ist K.s Überblick über latinistische Forschungstrends (17); unübersichtlich gestaltet sind die „Praktische[n] Hinweise“ (20) zur eigenen Buchpublikation – ein Problem, vor dem viele stehen, die so tief in ihr Spezialgebiet eingedrungen sind, dass sie zu wenig auf den Wissensstand ihrer RezipientInnen eingehen; vielleicht erklärt dies auch den wenig konkreten Verweis auf „manche Werke“ des Nonius (19, Anm. 23). – K. zitiert eine Fülle von literarischen Texten und aus Korrespondenzen, wobei er den Originalen meist gelungene Übersetzungen beigibt; die Etikettierung von *Maecenas* als Epitheton (61), die Übersetzung von *pietas* mit „Liebesdienst und Pflichterfüllung“ (73) oder *ingenium* als „Geistesblitz“ (80) und die Charakterisierung des stehenden Beiworts für Fachkollegen, *doctissimi*, als (79) Zynismus sind es weniger. – In Dousas *editio princeps* verteilen sich 165 Gräzismen auf 899 Fragmente (361), während bei Marx 182 auf 916 kommen. (Bereits 89 hatte K. die Übernahme von Dousas Konjekturen durch Marx und Krenkel hervorgehoben; diese Häufigkeit belegt der Testimonienvergleich 111.) K. betont Dousas philologische Leistung und streicht heraus, dass man diese Zahlen nicht auf das Gesamtwerk hochrechnen dürfe, da Grammatiker mit Vorliebe semantische Besonderheiten zitieren. Mit wenigen, für Dousas Ausgabe charakteristischen Ausnahmen sind nur im lateinischen Wortschatz verankerte *Graeca* in lateinischer Umschrift abgedruckt; wenig überraschend ist ein Homer-Vers (Od. 11, 491) im Original belassen. Generell lässt sich bei Dousa keine Konjekturenfreudigkeit feststellen, was Auswirkungen auf die (Ortho)graphie der *Graeca* hat. – K. realisiert sie (fast) immer korrekt, wobei er stets auf Lapsus des Druckers des späten 16. Jhs. hinweist; auch an der Formatierung (und Straffung) der eigenen Arbeit ließe sich das eine oder andere optimieren: So reicht Anm. 25 von 73–75; die 66 als „obig“ bezeichnete Gedenktafel ist erst 68 reproduziert.

Überwiegend stellt K. aber die richtigen Fragen und verfügt über gelehrten Witz; so gelingt ihm bei der Beurteilung einer Konjektur durch Isaac Casaubonus (1559–1614) ein Wortspiel (83): „Ungeachtet der Qualität von Casaubons Vorschlag beruht auch diese Konjektur auf einem divinatorischen Akt, den das durch das *ingenium* begünstigte Vorstellungsvermögen möglich macht, ohne dass eine Vergleichsstelle vorliegt. Dabei ist die Grenze zwischen „bewundernswert“ und „verwunderlich“ offenbar fließend [...].“ – K.s Beobachtungen zu Korruptelen sind gut, erfreulich ist, dass er das Problem der schwierigen Identifikation abgekürzter Gewährsleute thematisiert und in Relation zur problemlosen Identifikation bei der zeitgenössischen Elite setzt (88) und die Bedeutung von Briefen als Ferndialogen (48) herausstreicht. – Methodisch ist K. nicht immer konsequent: 106 betont er die Sonder-

stellung des von Dousas Vater penibel und auf Unverfälschtheit des Originals bedachten Lucilius-Cento (1582), verzichtet aber dann selbst auf ein genaues Velleius-Zitat (120). Zudem ist es kein „Nachklang zu Scaligers Verweis und dementsprechend überflüssig“ (298), wenn Dousa in einer Note nichts Neues (oder Eigenes) bringt, sondern eine Absicherung der eigenen Argumentation (die in der Textgestaltung ihren Niederschlag findet) durch eine, wenn nicht überhaupt die ausgewiesene Autorität: Scaliger, den K. als „Hegemon unter den Klassischen Philologen“ bezeichnet (275). 264 schreibt K. vom „geringe[n] Platzangebot am Rand der Ausgabe“, formuliert 279 irrtümlich „Auswertung und Editierung“, und verliert über Dousas Interpunktion mehrfach, jedoch mit zeittypischem Usus erklärt, zu viele Worte. Ähnliches gilt 235, wenn K. die rein orthographische Variante *perta/esum* verbos erläutert.

Im Hauptteil der Arbeit, der Fragmentanalyse in Auswahl (133–375), die sich durch Abhandlungen zur Textkritik auszeichnet, betont K. die „Benutzerfreundlichkeit“ (197) von Dousas Edition, der durch Verweiszeichen Maßstäbe gesetzt habe. Ab 209 bietet K. eine stringente, gut lesbare Abhandlung zu Verrius Flaccus, Festus und Paulus Diaconus. Zu anderen Quellenautoren schreibt er aber zu ausführlich: Wenn bei Isidor, Varro oder Gellius ein (Bruch)stück von Lucilius überliefert ist, ist es wichtig, das Fragment zu kontextualisieren und durch Einbettung ins Umfeld zum Verständnis beizutragen, es ist aber nicht erforderlich, biographische Kurzabhandlungen zu schreiben. Nicht zu viel wäre es hingegen gewesen, anlässlich eines Verweises von Dousa auf Isidor mehr über den gerade in der Etymologie traditionellen Hang zu phantasievollen Abwegigkeiten zu schreiben (232); im Gegenzug wäre verzichtbar gewesen, dass die *Etymologiae* „(vulgo *Origines*)“ (268) genannt werden. – Wie man *cruces* anders als *cruces desperationis* „deuten“ solle (209, Anm. 253), müsste K. erläutern, gleichfalls wieso 224/225 *cinaedus*, ein dezidiert pejorativ konnotiertes Wort, explizit als negativ bezeichnet wird.

Nach der detaillierten Vorstellung und Interpretation der Fragmente wendet sich K. der Anordnung der *reliquiae sedis incertae* bei Dousa zu. Das *virtus*-Fragment steht am Beginn seiner Sammlung, wodurch die Wichtigkeit von Moral und Ethik für Lucilius herausgestrichen wird. Die Ausführungen zum „Goldenen Schnitt“ und der „Fibonacci-Folge“, die in Dousas Interpunktion dem Lucilius-Text zugrunde liegen sollen, sind diffizil (343/344). Auch am zweiten Fragment lässt sich Dousas Ausrichtung an der *virtus* festmachen; in den Wirren des Achtzigjährigen Krieges ist er bestrebt, seinen Lesern Werte vor Augen zu führen (352): „in seiner eigenen zurückhaltenden, weil editionsimmanenten Art und Weise“. Für die Fragmente 3–5 (Mucius Scaevola) und 6–8 (Scipio) sind Personen das verbindende Element, für 9–11 die Schifffahrt, für 13–16 Berufe. K. referiert Dousas Gruppierung weiterer 27 Fragmente (357) zu neun Blöcken: Die unmittelbar anschließende Liste umfasst *prima vista* nur acht Untergruppen; tatsächlich verhält es sich so, dass Punkt 7 in zwei Teilgruppen zerfällt, weil die Fragmente nicht unmittelbar aufeinander folgen. Nur eine Gruppe ist nach dem Metrum geordnet (*Septenarii et senarii incertae sedis*), eine Vorgangsweise, von der K. bedauert, dass Dousa sie nicht flächendeckend eingesetzt hat: Er sieht darin ein Instrument zur Rekonstruktion der ursprünglichen Anordnung, war doch nach einer „Entwicklungs- und Probephase“ (293) der Hexameter das Satirenversmaß geworden. 358/359 listet K. nach Quellen (autoren) gruppierte „Fragmentpakete“ auf. – Er kommt zum Schluss, dass die Positionierung des *virtus*-Fragments am Beginn der Sammlung nicht bloß dazu diene, bei den Lesern „eine bestimmte Ethikvorstellung zu propagieren“ (359), sondern Einfluss auf die Anordnung der Fragmente hatte: Das *virtus*-Fragment ist das längste Bruchstück; die jewei-

lige Fragmentlänge hatte Einfluss auf die Platzierung. (Bereits 133/134 hatte K. Dousas ungewöhnliche Anordnung betont, da er die unsicheren Fragmente zuerst behandelt.)

In Erinnerung bleibt K.s abschließende Betonung von Franciscus Dousas bemerkenswerter philologischer Leistung, die dadurch erhöht wird, dass es sich um eine Pionierleistung in jungen Jahren handelt (314: „Neuling unter den Klassischen Philologen“, gehüllt in ein „Gewand von Bescheidenheit“), einen Markstein in der Geschichte der Klassischen Philologie: Dousa legte mit seiner Sammeltätigkeit die Basis für die moderne Lucilius-Forschung; ja, mehr noch: Ihm gelang ein Fortschritt in der Editionstechnik, eine Konsolidierung der Methode, die in Marginalien und Glossen als Vorstufe zum textkritischen Apparat das gelehrte Netzwerk der Zeit im regen Austausch zeigt. K. würdigt Dousas außergewöhnliches Talent nicht zuletzt durch den Hinweis, dass erst er Lucilius als Autor von frg. 9 = 40–42 M = 44–47 K erkannte, entspräche dies doch ebenso einer selten erreichten Meisterleistung, wie wenn eine Konjektur exakt mit einer Lesart zusammenpasst, die dann in einer (später entdeckten) Handschrift verifiziert werden kann. – Heute ist Franciscus Dousa selbst Teil dieses „Apparats“; sein Name erscheint bis heute in den Paratexten von Lucilius-Ausgaben. K. hat mit seiner profunden Dissertation dazu beigetragen, Dousas unleugbares Verdienst einem breiteren Fachpublikum zugänglich zu machen – über weite Strecken in einer Art, die eine per se spröde Materie zu einer ansprechenden Lektüre macht, deren Gehalt im Detail dem aufmerksamen Leser nicht entgeht – *philologica virtus, id dare (Dousae Lucilioque) quod re ipsa debetur ...*

Sonja M. Schreiner

Die Wiener Studien im Internet

Online-Version (mit Suchmöglichkeit):

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen

<http://epub.oeaw.ac.at/7851-4>

<http://verlag.oeaw.ac.at>